

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1937

24.1.1937 (No. 4)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

26. Jahrg. Nr. 4



24. Januar 1937

Arthur von Schneider / Hans Thoma und die Kunstkritik

Das Geleß des Ministers für Volksaufklärung und Propaganda über die Kunstkritik hat in erfreulicher Weise — wir wissen es alle — die Mißstände beseitigt, unter denen das Verhältnis des Künstlers zum Kritiker seit langer Zeit litt und das unser ganzes kulturelles Leben zu vergiften drohte. Heute, wo sich seine Richtlinien bereits auszuwirken beginnen, dürfte es von Interesse sein, sich der Stimme unseres Altmeisters Thoma zu erinnern, der ja selbst in seinen jungen Jahren unter einer selbstherrlichen Kunstkritik so viel zu leiden hatte. Sie deckt sich in weitestem Maße, um es gleich zu sagen, mit den Motiven, die zur Formulierung des „Schriftleitergeleßes“ führten.

In den gesammelten Erinnerungsbüchern Hans Thomass „Am Herbst des Lebens“ stoßen wir auf einen kleinen Artikel „Kunst und Kunstkritik“ genannt. Er wurde in Frankfurt a. M. Ende Oktober 1900 zu dem besonderen Anlaß verfaßt, die Werke seines alten Freundes Otto Scholderer im Kunstverein gegen die abfällige Meinung eines Kritikers in den „Frankfurter Nachrichten“ zu verteidigen, enthält aber auch, wie der Titel sagt, Erkenntnisse allgemeiner Art zu dem aktuellen Thema. Wer öffentliche Kritik ausübt, schreibt Thoma unter anderem, nimmt „ein großes Recht für sich in Anspruch“, das „durch große Pflichten balanciert werden muß“. Keineswegs hat der Kritiker „das Recht, den Künstler persönlich zu beleidigen oder so herunterzusehen, daß er dadurch zu Schaden kommt“. Zwei Typen von Kritikern sind Thoma besonders verhaßt: der Entrüstungsphilister — wer denkt hier nicht an den Bildungsphilister Nießches —, der „alles haßt, was nicht seiner Genußfähigkeit angepaßt ist“, und der stolze Kritiker auf hohem Roß, der sich als unfehlbar gebärdet, um seine Kennerchaft leuchten zu lassen. Gerade diese aber hat sich „von jeher gar oft arg blamiert, indem sie aus flüchtiger Tagesmeinung heraus den tiefst gegründeten Künstlernaturen ihre Existenzberechtigung absprach“. Nun sei allerdings, fährt Thoma fort, der Ton der hervorragenden Tagesblätter gegen die Künstler anständiger geworden — der Altmeister hat die häßlichen Pressepolemiken der Nachkriegszeit auf diesem Gebiete nicht mehr erlebt —, aber Rückfälle kämen trotzdem noch vor, wie der Fall Scholderer erweist. Und als ernste Warnung hören wir die Worte, die die Voraussetzungen jeglicher Kunstkritik postulieren: „Ich bin gewiß der Letzte, der das Recht der freien Kritik in Abrede stellen würde, aber ich bestreite das Recht der leichtsinnigen Kritik, die ohne Kenntnis der Vielschichtigkeit des Zusammenhangs, aus dem eine Kunstentwicklung stattfindet, darauf losurteilt und verdienstvollen Künstlern den Garaus machen will, wenn es ihr scheint, daß eine andere Strömung irgendwo herweht, um zu zeigen, daß man auf der Höhe steht.“

An diese bekannten Meinungen des Schriftstellers Thoma möchten wir einen privaten Brief des Künstlers anschließen, den er 5 Jahre später an Professor Karl Widmer, dem leider

viel zu früh verstorbenen Karlsruher Kunstfreund und langjährigen Mitarbeiter dieser Wochenschrift, auf seinen Artikel „Kunstkritik und Publikum“ geschrieben*. Die hohe, sittliche Auffassung vom Beruf des Kritikers kommt hier, gemildert durch die bescheiden-schalkhafte Art des Künstlers zu einem wahrhaft klassischen Ausdruck. Der Brief lautet:

Karlsruhe, 12. 6. 1905.

Geehrtester Herr Professor Widmer!

Ich danke Ihnen sehr, daß Sie mir Ihren Artikel „Kunstkritik und Publikum“ zugesandt haben, der mich recht freut.

Wer die Kunst aufrichtig liebt, der, ich möchte sagen, nur der, darf Kritiker sein. — Ich halte die Kritik für die Entwicklung der Kunst — für die Klärung ihrer Absichten und Ziele —, die der Künstler vielleicht am besten aus dunklem Drange heraus schafft — für ebenso wichtig als die Kunst selber, ja wenn sie wirklich dazu kommt, auf einer hohen Warte zu stehen, so wird sie sicher mit einer hohen Kunst Hand in Hand gehen.

Nun fällt freilich noch am ehesten ein Künstler vom Himmel, ich glaube es zwar auch nicht, aber ein Gelehrter nicht und ein Kritiker gar nicht —, wenn ich auch nicht etwa denke, daß letzterer aus der Hölle schlüpft, wie erbitterte Maler wohl glauben machen möchten. Aber ich meine so, daß gerade ein Kritiker in seinem Berufe sich entwickeln muß, sogar wenn er, — wir Menschen müssen es alle — durch Inkonsequenzen hindurch muß. Die Feinsichtigkeit, die er für die vielfachen, vielfältigen Erscheinungen der Kunst hat, muß wachsen, sie muß weit über alle auch noch so guten Dogmen hinauswachsen zu einer Freiheit, die dann freilich wieder — wir sind halt schwache Menschen — von vielen Charakterlosigkeit gescholten werden könnte.

Das Mißtrauen, das Künstler und Kritiker gegeneinander haben, streift freilich oft an das Komische. Der Prozentsatz der guten Kritiker ist jedenfalls auch nicht höher als der der großen Künstler. In beiden gehört der volle Ernst und der Wille zu lernen und ja nicht in einer Meinung zu verknöchern. Denn alles, was Leben hat, ist in fließender Bewegung.

Indem ich Ihnen noch sage, wie gerne ich Ihrem schönen Schluß des Artikels beistimme...

Bin ich mit freundlichen Grüßen

Ihr ergebener

Hans Thoma.

Es dürfte schwer sein, diesen schlichten Worten noch etwas Wesentliches hinzuzufügen!

* Die Veröffentlichung verdanke ich der gütigen Erlaubnis der Witwe Karl Widmers.

Friedrich Singer / Geschichte der Literatur in Baden
von Wilh. G. Desterling

II. Teil: Von Hebel bis Scheffel. (192 Seiten mit 30 Abbildungen.)

Wer den I. Teil der Geschichte der Literatur in Baden: Vom Kloster bis zur Klassik, 104 Seiten mit 24 Abbildg., kennt u. in sich aufgenommen hat, der wartet schon seit geraumer Zeit mit Sehnsucht auf die Fortsetzung dieses weitgespannten Werkes, das, wie Desterling in der Einleitung erklärt, bereits am Tage des nationalen Deutschlands, am 21. März 1933, abgeschlossen vorlag, aber infolge von äußeren Gründen erst jetzt erscheinen konnte. Und auch das war, wie der Verfasser in seinem Vorwort dankbar anerkennt, nur durch die großmütige Unterstützung des badischen Kultusministeriums möglich. Allerdings mußte die Arbeit wegen ihres großen Umfangs nochmals geteilt werden, so daß diesem jetzt herausgegebenen II. Teil — wie wir hoffen, in Bälde — ein III. Teil folgen wird als Abschluß des Ganzen: Von Scheffel bis zur lebendigen Gegenwart.

Ein Teilgebiet des Behandelten hatte Desterling bereits 1929 im Jahrbuch der „Ortenau“ veröffentlicht. Der Leser jener, von gründlichster Sachkenntnis zeugenden Ausführungen mochte sich damals schon denken, daß aus dieser Keimzelle dereinst ein größeres Werk erwachsen werde. Zwar liegen von 1910 Karl Hesselbachers schöne, feingezzeichnete „Silhouetten neuerer badischer Dichter“ und von 1935 Adolf von Grolmans genial konzipiertes Buch „Wesen und Wort am Oberrhein“ vor. Doch beide berücksichtigen mehr die Höhenlinie des auf badischem Boden an Dichtwerken Geschaffenen. Desterling dagegen hat mit voller Absicht auch die Senkungen und Niederungen mitgeschildert. Als langjähriger Oberbibliothekar an der badischen Landesbibliothek wußte er ja, wie schwer es dem Laien oft fällt, etwas Genaueres über Dichter und Schriftsteller zu erfahren, deren Bedeutung nur örtlicher Art ist. Wie er selbst sagt, hat er sich mit seinen Kollegen gerade über diesen Punkt besonders eingehend beraten und ist mit ihnen zu dem Ergebnis gelangt, daß ein Zuviel hier gewiß ein kleineres Uebel bedeutet als ein Zuwenig.

Gleich wenn wir den ersten Abschnitt aufschlagen, finden wir diese Behauptung klar bestätigt. Wir waren gewohnt, Hebel in seiner Zeit als dichterischen Alleinherrscher Karlsruhes und des neuentstandenen Badens zu betrachten. Hier erfahren wir aber, daß sich neben ihm eine ganze Schar von mehr oder weniger bedeutenden Schriftstellern, darunter allerdings auch manches ammutige, echte Talent, in der Residenz vorfindet; und erst von diesem Hintergrunde, der für das da-

malige Geistesleben bezeichnend ist und bei Desterling Leben und Farbe bekommt, hebt sich der unvergleichliche Sänger der alemannischen Gedichte im richtigen Verhältnis ab.

Es ist freilich im beschränkten Rahmen dieser Besprechung nicht möglich, auf den Inhalt des Buches, das in der Reihe der Heimatblätter „Vom Bodensee zum Main“ vom Landesverein Badische Heimat herausgegeben und bei C. F. Müller, Karlsruhe, verlegt ist, näher einzugehen. Desterling hat die Kapitel sehr schön übersichtlich nach landsmannschaftlichen Kreisen geordnet: so Konstanz mit Wessenberg und andern, Freiburg und das Oberland mit Jacobi, Jttner und Hebels katholischem Nachempfinder Felner, Baar und Bodensee mit Vahberg und der Drost. Ein besonders reizvolles Kapitel ist der Heidelberger Romantik und der aus ihr entspringenden nationalen Erneuerung gewidmet. Arnim und Brentano, die Brüder Boissière und Eichendorff, die Gänderode und die Pattenberg, der Feuergeist Görres und der alte Truher Voh werden uns gezeigt in harmonischem Zusammenspiel und zornigem Widerstreit der Meinungen. Goethe in Karlsruhe und Heidelberg fehlt so wenig wie Mannheim mit Kaibel, Hofmann und Kobergnes tragischem Ende, und das an örtlichen Dichtern so fruchtbare Jahr kommt nicht zu kurz. Auch ländliche und Handwerkergedichte, wie Sauter und der Karlsruher Vorholz, erfahren ausführliche Würdigung. Schließlich wird auch Scheffel, der in letzter Zeit so vielgeschmäht, wieder ins rechte Licht gerückt; denn wenn auch von seiner Studentenpoesie für uns heutige nicht mehr viel genießbar ist, sein Ekkehard behält unverwundlichen Dauerwert. Daß er ein ganzer Kerl war trotz aller Schrullen und krankhaften Anlagen, beweist allein schon das umfangreiche Kapitel: Scheffel-Nachfolge, aus dem klar hervorgeht, wie sehr das Beispiel des Oberrheinsängers in seiner Zeit gezündet hat.

Kurzum, wir können nur raten: Landsleute, greift zu! Desterling, der unbestritten einer der besten Kenner unserer badischen Literatur ist, hat an den Quellen geschöpft, aus den reichen Beständen der Landesbibliothek. Lang genug hat er warten müssen, bis er endlich den Volksgenossen seines Landes dieses außerordentlich wertvolle Lesebuch und zuverlässige Nachschlagewerk schenken durfte. Nun lest es auch, ihr Badner Landsau, laudab! Es wird euch ungeahnt bereichern. (Die Schriftleitung wird auf diese grundlegende badische Literaturgeschichte Desterlings noch zurückkommen.)

Emil Baader / Odenwälder Tellerprüche

Dieser Tage lernte ich einen alten Odenwälder Töpfer kennen. Er hat sein Handwerk in Neckargemünd erlernt, wo es damals — vor etwa 50 Jahren — noch 12 selbständige Töpfer gab. Ums Jahr 1850 soll der Ort 40 Töpfer gehabt haben. Die Neckargemünder Töpferkunst genöß großes Ansehen. Weit ist unser Freund durch die Welt gewandert — durch Bayern, Oesterreich und Frankreich —, die berühmten Töpferdörfer Safflenheim bei Hagenau im Elsaß, und Hafnerneuhausen im Schwabenland, „Nührles“ Heimat, kennt er — bis er in Muidau einen eigenen Betrieb eröffnete. Schönes ging aus seiner Werkstatt hervor. Mit allerhand lustigen Reimen zierte er einst seine Erzeugnisse. Leider mußte er vor einiger Zeit seinen eigenen Betrieb aufgeben. Doch arbeitet er noch Sommer für Sommer bei einem Buchener Meister: auf seiner eigenen alten Drehscheibe.

Dieweil ich ihm bei seiner munteren Arbeit zuschaute, deklamierte er mir eine Anzahl alter Tellerprüche, die Kunde geben vom Humor unserer alten Handwerker. Sie seien hier mitgeteilt:

Wenn die Hasen nicht mehr können laufen,
Und die Hasner nicht mehr können saufen,
Und die großen Herren haben kein Geld,
Dann stehts übel mit der Welt!

Die Schüssel ist aus Erd gemacht,
Wenn sie zerbricht,
Der Hafner lacht!

Ein Weib, einen Esel, eine Kuh,
Die drei Ding man klopfen muß!

An Deinem Herzen möcht ich rasten,
Wie der Gaul am Haberfalten!

Könnt ich schwimmen wie ein Schwan,
Krähen wie ein Godelhahn,
Kareffieren wie ein Spaz,
Wär ich aller Mädchen Schab!

Mädchen, die pfeifen,
Hinkel, die krähen,
soll man bei Zeiten
Den Kragen rum drehen!

Aus Ton und Sand
Bin ich gebrannt,
Gemacht bin ich von Töpfers Hand,
Zum Gebrauch, nicht zur Bier,
Steh ich auf dem Tische hier!

Pfannkuche und Salat,
Bruder, das ist delikat!

Ein böses Weib, Rauch und Regen,
Sind im Hause ungelegen!

Bauer merk auf,
Zahl erst die Steuer,
Dann geh und lauf!

Manche der alten Hafnersprüche sind so derb, daß sie hier leider nicht mitgeteilt werden können. Einmal kam es vor, daß auf der Mannheimer Messe eine Serie Odenwälder Teller mit gar zu kühnen Sprüchen konfisziert wurde. Andere Reime übten aber auch erzieherische Wirkungen, wovon mir unser Meister ein lustiges Geschichtlein erzählte. War da ein Bauer im bayerischen Odenwald, der seine Obermagd mehr liebte als

seine Gattin. Dieselbe bestellte sich nun beim Töpfer einen Teller mit folgendem Spruch:

Lieben und nicht geliebt zu werden,
Ist des Menschen größte Plage auf Erden!

Diesen Teller stellte die Bäuerin ihrem ungetreuen Manne jeden Tag auf den Tisch. Er merkte, daß seine Untreue erkannt war, und — ließ von der Obermagd. Als der Teller nach einiger Zeit zerbrach, bestellte die Bäuerin bei unserem Töpfer drei weitere Exemplare und berichtete dabei dem Töpfer von deren guten Wirkung . . .

Leider ist die schöne Sitte, Teller mit derlei Sprüchen zu schmücken, ausgegangen. Doch wird unser Töpfer für das Bezirksmuseum Buchen noch einmal eine Serie herstellen. Dort befinden sich ohnehin schon zahlreiche alte Odenwälder Teller mit recht hübschen Sprüchen. Wir geben auch von ihnen ein paar Proben:

Unter fröhlichem Lachen und Scherzen,
Umflingt die Liebe unsre Herzen!

Ich bin der Vogel Stiegeleis,
Der die ganze Nacht bei der Jungfer sitzt!

Lieber will ich ledig leben,
Als der Frau die Hosen geben!

Jungfrau laß dich nicht betrügen,
Sonst mußt du rumpeln mit der Wiegen!

Jungfraulieb und Rosenblätter,
Vergehen wie Aprilwetter!

Unsre Maagd, die Ann,
Die heßt so gern ein Mann!

Unsre Maagd lauft hin und her,
Und brummt im Haus als wie ein Bär!

Wer ehrlich denkt und handelt recht,
Der kommt zu nicht und geht ihm schlecht!

Wie unsre alten Hausinschriften, unsre alten Haus- und Gassennamen, wie unsre alten Kinder- und Volkslieder, repräsentieren die Odenwälder Tellerprüche ein Stück verfallender Volkspoesie. Wer teilt weitere alte Tellerprüche aus andern Teilen des Badner Landes mit?

Hier sind schon ein paar vom Schriftleiter gesammelte, die er teilweise auf Odenwäldern fand:

Einmal im Leben liebt jeder wohl,
doch öfter daneben, wo er nicht soll.

Mein Schak, komm her, umarme mich,
denn ich lieb dich fürchterlich.

Ich muß glauben, was sie sagt,
weil ihr Herz kein Fenster hat.

Wenn dein Herz ist wie das mein'
muß die Eh' beständig sein.

Die Weiber, Wasser und das Feuer,
das sind drei große Ungeheuer.

Gigerigig!, schreit der Hahn:
Die Frau gehört unten und nicht der Mann.

Ist das nicht eine harte Pein,
bei vierzig Jahr noch Jungfer zu sein?

Böse Weiber und böses Geld
find't man in der ganzen Welt.

Mein Schak ist ein Schreiner,
er macht mich bald feiner.

Jungfernmilch und Schneckenblut
ist vor alle Schäden gut.

Die schönen Jungfern hat Gott erschaffen
vor Bauersteut und nicht vor Pfaffen. R. J.

Nenne Gath = Kaiser / Das Verbrechen des Seraphim

Es ist wohl fürsorglicher Wunschwille, der die Eltern oft bestimmt, ihren Kindern schön klingende oder an verheißungsvollen Beziehungen reiche Namen mit auf den Lebensweg zu geben. Leider fehlt dabei nur zumeist die Witterung für die Zukunft wie das Erinnern an die Vergangenheit, in der die Zukunft wurzelt. Hätte der Wüchslinsbauer sich ein wenig in seiner Verwandtschaft umgesehen, würde er es wohl vermeiden haben, seinem Zweitgeborenen den Namen Seraphim beizulegen. In einem himmlischen Geist erinnerte weder das krebsrote Würmchen im festgeschürzten Stecktissen, noch viel weniger der vierschrittige, rothaarige Burische mit dem langsamen Geiste. Nein, schwachsinzig war der Seraphim nicht, er beobachtete gut, besaß ein ziemlich widerstandsfähiges Gedächtnis und einen verblüffend sicheren Instinkt. Aber sein Auffassungsvermögen für die zumeist recht fernliegenden Dinge des Schulwissens war gering, zudem standen übergroße Schüchternheit und Verschlossenheit vor den Toren seiner Seele, und so kam es, daß sich vom Schulsaal aus allmählich die Ansicht über Elternhaus und Heimatdorf verbreitete: der Seraphim ist ein gutmütiger Dösel! „Er bleib halt auf dem Hof“, sagten die Eltern, halb mitleidig, halb ärgerlich, „so viel schafft er schon, daß er sein Brot und seine Bettstatt verdient“.

Nun ja, er überarbeitete sich nicht der Seraphim. Er schaute zu gerne den lichten oder düsteren Wolkenspielen zu, er konnte sich auf seltsame Art mit den Pflanzen, den Bäumen unterhalten, sich mit Vögeln und allerlei Getier abgeben, aber man hätte eigentlich auch bemerken müssen, wie prächtig das Vieh unter seiner Obhut gedieh, wie Stall, Schweinekoben und Geflügelhof auch ohne übermäßige Betriebsamkeit ihres Betreuers sich in bestem Zustand befanden. Aber darauf achtete niemand, allzu fest stand schon die Meinung: der Seraphim ist ein Depp und kann froh sein, daß er auf dem Hof so nebenher laufen darf. Man hatte ja auch soviel andere Gedanken und Sorgen! Jeder Sommer brachte einen vermehrten Zustrom von Erholungsuchenden in die stillen Schwarzwaldtäler. Ringsum, an den schönsten wie einsamsten Plätzchen, entstanden Fremdenstätten, und auch so manches gute alte Dorfwirtshaus wandelte sich zum großartigen Hotel und lernte als solches das Schuldenmachen. Da war der Wüchslinsbauer klüger. Auch er baute seinen herrlich gelegenen Hof zur Sommerpension mit Gasthausbetrieb um, doch ließ er ihm völlig den

Charakter des Schwarzwaldhauses. Und er hatte sich nicht verrechnet; es fehlte nie an Gästen unter dem heimeligen Strohdache.

In dem wachsenden Betrieb konnte man einen Hausburischen wohl gebrauchen; der Seraphim tat langsam aber ordentlich, was man ihm auftrug; daß er nebenbei immer noch einen Knecht ersekte, rechnete ihm niemand an. Er war eben einmal der Depp und wurde als solcher auch von den Gästen betrachtet. Sie übersehen ihn; wer sich besonders menschenfreundlich vorkam, richtete wohl auch hin und wieder ein Wort an ihn, so wie man mit einem kleinen Kinde spricht oder auch mit einem Hund. Ganz selten fand sich ein so schlichter oder tiefer Mensch, der mit dem scheuen plumpen Burischen reden konnte als Mensch zum Menschen. Und doch waren es nur diese seltenen Glücksminuten, die den Seraphim, der kaum mehr Zeit fand, seine einsame Seele bei Wolken, Blumen und Vögeln zu sättigen, vor der Höllenfahrt zu Haß und Bitterkeit bewahrten. Daß er den Wirtschaftsbetrieb, die Unruhe, Hast, vermehrte Arbeit nicht liebte, wer hätte es ihm verdenken sollen? Wer, daß er den Gästen soviel als möglich aus dem Wege ging? Wer aber hätte geahnt, daß diese stumme aber gut beobachtende und instinktlichere Seele mehr vom Wesen und Treiben der Gäste wußte, als ihnen lieb sein würde?

Und dann kam diese kleine scheue Piese Maite. Sie war Lehrerin, und man sah es ihrem zarten, ängstlichen Gesichte an, daß das Unterrichten und Wändigen von fünfzig urwüchsigen Dorfkindern sie recht mitgenommen hatte. Sie suchte keine Unterhaltung, nur Erholung und liebte vor allem den Tannenschlag, der sich hinter dem Hof die Halbe hinauszog. Um nicht an den Gästen, die sich mit Vorliebe unter den Bäumen des Vordergartens aufhielten, vorbeizumüssen, benützte Piese Maite meist die Küchentüre und den wenig bekannten, durch den Wirtschaftshof und die anschließende Wiese zu Berg steigenden Richtpfad. Hier aber, hinter dem Hause, war Seraphims Arbeitsplatz, hier hakte er Holz, besorgte das Vieh, oblag irgend einer häuerlichen oder häuslichen Verrichtung. Fast täglich kam Piese an dem Burischen mit dem breiten häßlichen Gesicht, dem ungepflegten Haarschopf und Stoppelbart vorüber. Nie sprach sie ein Wort zu ihm, denn sie gehörte zu den Frauen, die niemals den Mut zur Anrede finden, die nicht einmal einem Schwachsinningen gegenüber sich überlegen füh-

len. Aber sie lächelte ihm zu. Jeden Tag dasselbe kleine mutlose Lächeln; ganz ohne Mitleid, ganz auf gleich zu gleich, das Lächeln eines furchtsamen Kindes, das sich dem Leben nicht gewachsen fühlt, dem Menschen gegenüber, von dem es nur weiß, daß er dem Leben auch nicht gewachsen ist. Dieses Lächeln wurde Seraphims Lebenslicht.

Dann hörte er zufällig das Gespräch zweier Gäste, die sich über das Mädchen, dessen weißes Kleid durch die Haselbüsche der Halde schimmerte, unterhielten. „Ein nettes Ding“, sagte der eine, „aber nichts mit ihr anzufangen. Sie läuft ja rot an und rennt davon, wenn man nur die Hand zum Hut hebt.“ . . . „Stille Wasser . . .“ entgegnete der andere, „ich hörte sie unlängst mit der Wirtin plaudern. Das lachte und plätscherte ja wie ein Wasserfall. Wenn man's nur schlau anfängt, muß man das scheue Ding doch einfangen können. In dieser blödsinnigen Einöde wäre ein hübsches Tachtelmechtel der beste Zeitvertreib.“

Dem Seraphim schlug das Herz wie ein Schmiedhammer gegen die Rippen, er schnaute und stöhnte in einem Wirrwarr von Schmerz und Born, Angst und Haß und Sehnsucht . . . Von diesem Tag an bekam er manches Scheltwort zu hören, weil er statt seinen Pflichten nachzugehen, im Haus herumlungerte und jedermann im Wege stand. Es war viel weniger Eifersucht, was ihn herumtrieb, als das Gefühl, das heimlich geliebte Mädchen vor einer Gefahr schützen zu müssen. Mehr als aus den Worten, hatte er aus dem Ton, dem Mienenpiel der beiden Herren herausgeföhlt, daß sie es niemals gut mit der jungen Lehrerin meinen konnten.

Wer ahnte etwas von dem Martyrium des Burschen, der zusehen mußte, wie der schlaue, heuchlerische Mann sich allmählich in Vertrauen und Gefühl des vereinsamten, lebensfremden Mädchens stahl? Hätte er sie warnen sollen? Es gab keine Möglichkeit dazu für den Stumm in sich Gebundenen. Und selbst wenn er beredt gewesen wäre wie ein Prediger . . . Diese hätte ihm freundlich zugehört und dann fröhlich ge-

lächelt. Wer hat je einen Menschen mit Erfolg gewarnt, der lieben will?

So geschah es denn in jener Nacht, daß wüßtes Gepolter, Gestöhn und Hilferufe das schlafende Haus erschreckten. Vor der Zimmertüre Viese Maikes wälzte sich ein feuchender, schreiender Knäuel, doch ehe einer zugreifen konnte, rollten die ineinander Verkrallten die steile Treppe hinunter. Drunten blieb der eine, der Freund Viese Maikes, mit gebrochenem Genick liegen, der andere, Seraphim, wurde nun seinerseits von den entseetzten, wutschäumenden Hausbewohnern halb totgeprügelt. Er wehrte sich nicht, ließ sich wortlos fesseln und abführen. Es war nichts aus ihm herauszubringen, als daß er den Fremden durchaus nicht habe töten, nur von der Türe des Mädchens wegbringen wollen. Erst als er begriff, daß man ihn als gemeingefährlichen Idioten in einer Anstalt unterbringen wollte, durchbrach sein Lebenswille in einem Aufschrei der Verzweiflung die Hemmungen seiner Natur. Er schrie, er flehte, bat, verlangte, man möge ihn küssen, ihn aufhängen, nur nicht in die Anstalt sperren! . . . Wer hatte jemals sich Zeit oder Mühe genommen, dem tief verborgenen, hilflosen Seelenleben des scheuen Burschen nachzutasten? Nicht Eltern, nicht Lehrer, nicht Kameraden, nicht Freunde. Sollten es nun die Richter tun?

Und so hing denn richtig ein Halbjahr später der Sohn der weiten, freien Bergeinsamkeit mit dem Strick um den Hals an einem Türpfosten in der Anstalt.

Es muß zugestanden werden, daß die junge Lehrerin hin und wieder an den Seraphim dachte, halb in Mitleid, halb in Ärger. Sie war sofort nach dem peinlichen Vorkommnis abgereist und ahnte nicht, was sie dem armen Burschen zu danken hatte.

Im übrigen trauerte sein Bruder, der Wirt, ehrlich um ihn. Er merkte nun, daß der mißachtete Dubel ihm einen Knecht und Hausburschen zugleich erpart hatte. Seine Trauer war daher aufrichtig, wie ja meist, wenn der Geldbeutel in Mitleidenschaft gezogen wird.

Schrifttum und Heimatkunde

Kris Droop. Die Berufung zum Freischütz. Eine Novelle von C. M. von Weber. (Wildenberg-Verlag Dr. W. Volkhardt, Amorbach i. D., 1936.)

Dem Freischützkomponisten wurde in dem vergangenen Jahr anlässlich seines 150. Geburtstags allerorten gebührend gehuldigt. Einen besonderen, reizvollen und gedanklich tiefgehenden Beitrag gibt der unsern Lesern wohlbekannte, zum Bodner gewordene Westfale Kris Droop mit der 158 Seiten starken Novelle „Die Berufung zum Freischütz“. Schon der Titel gibt dem Nachdenkenden darüber Aufschluß, daß es dem Dichter um das innere Wachstum Carl Maria von Webers ging, wie also durch Irrren und Wirren, aus Schuld und Not sich aus Ueberlieferung und Eigenem der Genius in den weiten Aether der Kunst schwang. In Anlehnung an biographische Tatsachen und an das nicht unbedeutende literarische Werk Webers schildert in dichterisch gehobenen Erzählungsapiteln Droop das der Freischützschöpfung vorausgehende „Künstlers Erdenwallen“. Dertlicher Ausgangs- und fast Mittelpunkt ist das liebliche Amorbach, wo der gehegte, aus Stuttagart gestäubte „Kompositur“ beim Fürsten erquickliche Gastfreundschaft fand. Darin spielten die Tage in Mannheim, Darmstadt, Frankfurt, dann Prag, um mit dem Geburtsort des Freischütz, also mit Dresden, den Erfolg zu gewinnen. Wesentlich ist Droop, in Weber das inblütige, sich gegen die Verwässerung wehrende Deutschtum der Kunst bloßzulegen und zu vermitteln. In der gewinnenden Form der Novelle ist das auch dem Verfasser erfreulich geglückt. Daß Weber nach den unwiderlegten Forschungen des Freiburger Archivdirektors Hefele alemannischen Ursprungs war, hat Droop nicht einbezogen. Wir glauben, schließen zu dürfen, daß es absichtlich unterlassen worden ist. Es kommt bei dem Genius Weber nicht auf die stammesmäßige Zugehörigkeit, sondern auf sein beheres, heute noch herrlich, wie am ersten Tag, leuchtendes Deutschtum der Seele und der Kunst an. — Neben dem Weber-Thema gibt Droop zwanglos ein artiges, da und dort auch literarisch sich spiegelndes Kulturbild der Jahre um die Befreiungskriege.

K. Joho.

„Das Bild“. Monatschrift für das Deutsche Kunstschaffen in Vergangenheit und Gegenwart. Herausgegeben von der Deutschen Kunstgesellschaft E. V. (Verlag E. F. Müller, Karlsruhe. Jahrg. 1936, Heft 12. Preis im Dauerbezug nur 1 RM., einzeln 1,25 RM.) — Eröffnet wird das Heft mit einem prächtigen bunten Kunstblatt, das jedem Leser teuer wert sein wird,

nämlich mit der Wiedergabe eines Original-Aquarells aus der Hand unseres Führers und Reichskanzlers Adolf Hitler! Es ist einem Mappenwerk entnommen, das im „Kunstverlag Heinrich Hoffmann, Berlin, München, Düsseldorf“, unter dem Titel „Adolf-Hitler-Aquarelle“ erschienen ist. Das gleiche ist der Fall mit der Wiedergabe eines zweiten Hitlerwerkes in Schwarz-Weiß, die aber die unendlich fein abgestuften Tonwerte des Originals bewundernswert reproduziert. Professor Dr. Hermann Rasse wird der künstlerischen Bedeutung dieser Blätter in einer liebevollen Darstellung „Zu den Aquarellen Adolf Hitlers“ eingehend gerecht.

Willibald Reichwein: *Abrecht von Rosenberg und andere Erzählungen* aus dem badischen Frankenlande. (Verlag Tauber- und Frankenbote, Taubersbischofsheim 1936.) — In einem hübschen 102 Seiten starken Bändchen legt der unsern Lesern nicht unbekante und seit Jahren in der Heimatkunde eifrige Pfarrer von Borberg, Willibald Reichwein, ein wohlklingendes Sertett heimatsgeschichtlicher Erzählungen vor. Sie kreisen im Ernst ihrer geschichtlichen Wesenheit um den Ritter Abrecht von Rosenberg, der im 16. Jahrhundert im badischen Frankenland eine bedeutende Rolle gespielt hat. Dem Dichter ist es vortrefflich und eindringlich gelungen, jene wie immer in Menschendasein auf- und abwogende Zeit für unsere Tage lebendig zu machen. Reichwein hat in der Tat, wie sein Vorwort als Richtschnur verlangt, einen guten Heroldsdienst für die Heimatgeschichte unseres engeren Vaterlandes geleistet. Sprachlich ist der Volkserzählerton mit dem Sprachgut der Landschaft gesättigt, und der Stoff spannend und im besten Sinn unterhaltend vortragen. Erfreulicherweise ist auch der Humor nicht vergessen. So wird, im Ganzen genommen, auf eines Dichters Weise praktische und wirksame Heimatkunde gepflegt.

K. Joho.

Die badische Landwirtschaft im Allgemeinen und in einzelnen Gauen. Bearbeitet vom badischen Statistischen Landesamt. Dritter Band. (Verlag: Macklotische Druckerei und Verlag, Karlsruhe 1936.) — Zur Heimatkunde gehört auch das Wissen um die sachlichen, in erster Linie um die landwirtschaftlichen Gegebenheiten. Mit diesem dritten Band schließt das Statistische Landesamt sein willkommenes Werk über die 20 Landschaftsbeschreibungen ab. Karten, Tabellenwerke, Nachweisungen unterstützen den frisch und klar geschriebenen Text. Auch der Nicht-Fachmann kann sich Kenntnisse vermitteln und belehren lassen. Als Nachschlagewerk ist das Buch von einleuchtendem Nutzen.

—o.